## Volksbrauch und Verein

Heinz Schmitt, Weinheim Stuttgart

Es fällt gar nicht so leicht, eine einleuchtende Definition von Volksbrauch zu finden. Volkskundliche Veröffentlichungen verwenden meistens das Begriffspaar "Sitte und Brauch", wobei die beiden Begriffe kaum auseinanderzuhalten sind.

Man wird heute nicht mehr Paul Sartori zustimmen können, der vor dem Ersten Weltkrieg Sitte und Brauch als "den religiösen Kultus des täglichen Lebens" bezeichnete¹). Eher würde man die Definition von Paul Geiger akzeptieren, der um 1936 unter "Volkssitte und -brauch eine Art zu handeln", verstand, "die durch Überlieferung in einer Gruppe oder Gemeinschaft von Menschen als richtig und verpflichtend empfunden wird"²). Josef Dünninger, der ähnlich formuliert, fordert darüber hinaus, daß Brauchtum "Inneres sinnbildlich" ausdrückt und "funktionell an Zeit oder Situation gebunden" ist³).

Wenn diese Formulierungen hier vorgeführt werden, dann um zu zeigen, daß Volksbrauch, Brauch, Brauchtum, Sitte und Brauch in etwa als Synonyma verwendet werden, daß die Volkskunde aber nicht überall und zu jeder Zeit dasselbe darunter verstand. Noch viel mehr gilt das für den allgemeinen Sprachgebrauch. Es soll hier auch gar nicht eine Festlegung auf den Volksbrauch im Sinne einer bestimmten Definition erfolgen, da keine die heutige Brauchwirklichkeit abdeckt, sondern ganz allgemein das in die nachfolgende Betrachtung einbezogen werden, was bei großzügiger Auslegung als brauchtümlich gelten kann.

Es wären hier bereits so selbstverständlich erscheinende Dinge zu nennen wie das weiße Kleid der Braut, das Verschicken von Neujahrsgrüßen, die Zuckertüte beim ersten Schulgang oder das Feiern eines Richtfestes. Die Beispiele sind so alltäglich, daß sie oft

gar nicht als Bräuche ins Bewußtsein treten. Genau das weist sie aber als lebenskräftig und keiner Pflege bedürftig aus.

Seit vielen Jahrzehnten wird das Verschwinden alter Bräuche beklagt, und in der Tat bestand hierzu Anlaß. Es wird aber meistens übersehen, daß es sich dabei um eine gesellschaftshistorische Erscheinung handelt, die es in irgendeiner Form auch in früheren Zeiten gegeben hat. Durch die Anderung politischer, wirtschaftlicher und sozialer Verhältnisse haben sich immer auch die Voraussetzungen für gewisse brauchtüm-Gepflogenheiten gewandelt. liche Bräuche wurden dann zwar manchmal ihrer Form nach beibehalten, hatten aber ihren ursprünglichen Sinn verloren. Oft sind sie aber einfach verschwunden oder machten neuen Formen Platz.

So hatten sich die Spinnstuben mit den Fortschritten der Textiltechnik überlebt. So sind mit der Auflösung der Handwerkerzünfte im vorigen Jahrhundert die meisten, oft recht erstarrten Gepflogenheiten des ehrbaren Handwerks verschwunden. Einzelnes wurde aber von neuen Berufsverbänden weitergeführt oder später wieder mit neuer Sinngebung zum Leben erweckt.

Genau so wie es schwindende Bräuche gibt, gibt es — und das bestätigt das eben über den sozialgeschichtlichen Hintergrund Gesagte — wachsende, sich ausbreitende oder gar neu entstehende. Hierzu einige Beispiele: In den letzten Jahrzehnten ist eine Zunahme der familiären Bräuche zu beobachten, etwa Christbaum, Muttertag, Geburtstag<sup>4</sup>). Hier könnte das Bedürfnis nach Darstellung der Familienzusammengehörigkeit als Gegenpol zu den derzeitigen Auflösungstendenzen zum Ausdruck kommen. Andererseits zielt gerade die Werbung auf derartige Anlässe. Die Kommerzialisierung der Schenkbräuche



Der Heidelberger Sommertagszug: Vorbild für viele neu eingeführte Lätare-Umzüge

hat ein nie gekanntes Ausmaß erreicht<sup>5</sup>). Brauchpflege dieser Art scheint die effektivste zu sein.

Ein weiteres Beispiel wäre die Ausbreitung von Lichterbräuchen, so das Anzünden von Kerzen auf Gräbern zu gewissen Jahreszeiten, die Laternenumzüge am Martinstag oder der Adventskranz, der eine außerordentlich junge Erscheinung ist<sup>6</sup>). Hier spielen zweifellos ästhetische Motive eine Rolle, aber wohl auch die nostalgische Freude am natürlichen Licht inmitten aller modernen Beleuchtungsmöglichkeiten.

Als letztes Beispiel sei die neuerliche Ausbreitung fasnachtlicher Brauchübungen erwähnt. Sie wird sicher sehr stark durch das Fernsehen gestützt, scheint aber auch einem echten Bedürfnis des modernen Menschen nach Kompensation seiner vielen Zwänge entgegenzukommen<sup>7</sup>). Für diese Annahme spricht die erstaunliche Vermehrung der traditionsgebundenen alemannischen Narrenzünfte in jüngster Zeit, deren sich das Fernsehen im Gegensatz zum rheinischen

Karneval kaum annimmt<sup>8</sup>). Bei den angeführten Beispielen wird deutlich, daß sie alle eine gewisse Gegenposition markieren zu der technisierten Umwelt. Andererseits sind aber gerade die modernen Medien wie Fernsehen und Werbung Vehikel ihrer weiteren Ausbreitung.

Es erhebt sich die Frage nach den Brauchträgern. Folgen wir älteren volkskundlichen Handbüchern, so sind es die Gemeinschaften, die Richard Beitl noch unterteilt in solche des Blutes, also Sippe und Familie, der Siedlung, also Nachbarschaften, Dorf usw., solche der Arbeit und des Berufes wie Zünfte oder militärische Einheiten, und Gemeinschaften, die auf Geschlecht oder Alter beruhen9). Paul Geiger maß in seinem Buch "Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch" von 1936 unter diesen Gemeinschaften vor allem der Knabenschaft, wie er es nannte, also der Vereinigung der ledigen Burschen eines Dorfes, besondere Bedeutung für das Brauchleben zu10). Paul Geiger sah aber auch, daß die alten Formen der Gemeinschaft zum



Sommertagszug zu Walldürn (1965), veranstaltet vom Verkehrsverein phot. A. Dertinger

größten Teil abgestorben waren. Das Gefühl für Gemeinschaft sei aber lebendig geblieben und habe neue Formen gebildet. Er schreibt wörtlich: "Heute ist es eben der Verein, der die Gemeinschaft vertritt..."<sup>11</sup>)

Bereits vier Jahre vor Geiger hatte Siegfried Sieber dargelegt, daß es nötig sei, die Vereine als Träger städtischen Gemeinschaftslebens zu betrachten. Die Beschäftigung mit dem Vereinswesen könne die Grundzüge aller Gemeinschaftsbildung dartun und zeigen, wie stark die Vereine an der Erhaltung volkstümlicher Bräuche beteiligt seien<sup>12</sup>). Diese Außerungen haben bei den Volkskundlern merkwürdigerweise keine Früchte getragen. Sie haben die Vereine noch lange ignoriert. Das hatte zwei Gründe. Einmal waren die Zeitumstände in den dreißiger Jahren für die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Vereinswesen denkbar ungünstig. "Die nationalsozialistische Bewegung sucht nun heute" - ich zitiere Paul Geiger - "in Erkenntnis der Wichtigkeit auf den verschiedensten Gebieten den Gemeinschaftsgedanken in höherer Form wieder lebendig und wirksam zu machen"<sup>18</sup>). Dem von den Ideologen des Dritten Reiches angestrebten "ständischen Neubau des deutschen Volkes", wie das Peßler'sche "Handbuch der deutschen Volkskunde" formuliert<sup>14</sup>), waren die Vereine im Wege. Neben den neu zu formenden lebensvollen Gemeinschaften erschienen sie auch unbedeutend, ja geradezu lächerlich. Die weltanschaulich festgelegte Volkskunde konnte sich mit ihnen nicht befassen.

Der zweite Grund läßt sich in der älteren Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde finden<sup>15</sup>). Jahrzehntelang währte die Diskussion darüber, was unter den Aufgaben der Volkskunde zu verstehen sei. Interessant ist in diesem Zusammenhang ein Aufsatz, in dem sich Eugen Mogk 1907 mit den Auffassungen anderer Volkskundler auseinandersetzte<sup>16</sup>). Für unsere Zwecke genügt es, daraus den folgenden Satz zu zitieren: "Zu den geistigen Erzeugnissen des durch die Sitte gebundenen Gemeinschaftslebens müß-

ten wir auch das Rittertum, das Gildenwesen, die modernen Turn-, Sing- und andere Vereine rechnen, die sicher kein Forscher der Volkskunde in sein Gebiet ziehen will." Mogk lehnt also ausdrücklich die volkskundliche Erforschung des Vereinswesens ab. Er gibt dafür eine psychologische Begründung und sagt, es sei dem "reflektierenden Verstande" entsprungen und nicht der "assoziativen Denkform der Volksseele"; die Volkskunde habe es aber nur mit den Erzeugnissen der letzteren zu tun.

Die Diskussion bewegte sich in der Folge unter anderem um das von Ferdinand Tönnies in die Soziologie eingeführte Gegensatzpaar Gemeinschaft und Gesellschaft<sup>17</sup>). Die Volkskunde wollte sich aber trotz der vorhin genannten Stimmen von Geiger und Sieber nur mit den Formen der Gemeinschaft (Familie, Dorf usw.), nicht mit denen der Gesellschaft (Staat, Parteien, Verbände) befassen. Der Verein wurde zu letzteren gerechnet. In der Soziologie ist diese Antinomie schon länger überwunden, die Volkskunde hat das erst in jüngerer Zeit getan. Sie vermeidet heute den emotional aufgeladenen Begriff Gemeinschaft und spricht von Gruppe.

Seit einem Aufsatz von Hermann Bausinger in der "Zeitschrift für Volkskunde" 1959 mit dem Titel "Vereine als Gegenstand volkskundlicher Forschung" sind die Vereine als Objekt der Volkskunde legitimiert<sup>18</sup>). Eine Reihe von Untersuchungen sind inzwischen erschienen<sup>19</sup>). Der Volkskunde-Kongreß in Trier 1971 bot mehrere Vorträge zum Thema "Die kulturelle Bedeutung der Vereine"<sup>20</sup>).

Wir wollen hier von einem historischen Problem der Volkskunde Abschied nehmen, das eng mit dem Selbstverständnis dieser Wissenschaft zusammenhängt. Es sollten nur so viele Andeutungen gemacht werden wie zum Verständnis des Themas "Volksbrauch und Verein" notwendig sind.

Das Wort "Brauch" ist mit gewissen Wertungen verbunden. Meistens wird von schönen, alten Bräuchen gesprochen, kaum aber einmal von unsinnigen und unschönen. Was aber schön und alt und gut ist, verdient gepflegt zu werden, wobei der Umstand, daß Bräuche Pflege nötig haben, darauf hindeutet, daß sie als gefährdet angesehen werden. Hier treten nun mit dem Ausfall älterer Trägergruppen (wie Jungmannschaften oder Nachbarschaften) Vereine in Aktion. Freilich darf nicht der Irrtum aufkommen, die ganze Breite heutiger Brauchübung wäre aus der Perspektive des Vereinswesens zu erfassen. Wir wollen uns aber auf diesen Ausschnitt beschränken.

Es ist keineswegs so, daß nur bestimmte Arten von Vereinen Brauchpflege betreiben, etwa solche, die das in ihrem Namen zum Ausdruck bringen. Man kann beobachten, brauchpflegerische Aktivitäten von allen möglichen Vereinen ausgehen. So weist beispielsweise die Trägerschaft der Sommertagszüge im südlichen Odenwaldgebiet und der Pfalz eine bunte Palette vom Musikverein bis zur Feuerwehr auf21). Dagegen sind andere Gruppen, denen man auf dem Gebiet der Brauchpflege von ihrem Anspruch her mehr zutrauen würde, in manchen Dingen recht abstinent. So treten bestimmte Trachtengruppen und Bürgerwehren überall, wo es gewünscht wird, auf, um heimische Folklore oder was dafür gehalten wird, darzubieten. Ihre Tourneen erstrecken sich manchmal sogar bis in überseeische Länder. Und doch treten einige von ihnen in ihren Heimatorten nur wenig in Erscheinung.

Wir stoßen hier auf zwei Probleme, mit denen wir uns noch näher befassen müssen. Das eine, auf das ich später zurückkomme, ist das Reisen in Sachen Folklore, das andere ist das, was ich selektive Brauchpflege nennen möchte. Ihr wollen wir uns zunächst zuwenden und stellen fest: Nicht alle, sondern nur ganz bestimmte Bräuche werden ge-



Trachtengruppe Schönau bei Heidelberg 1967 bei einem Auftritt in phot. Zimmermann der Erftalhalle Heidelberg

pflegt. Welche das nun sind, ist in erster Linie von den örtlichen Verhältnissen abhängig. Mancher Brauch, der in einem Ort sehr beliebt ist, kann schon im Nachbardorf als unangebracht empfunden werden. Andererseits ist man gerne bereit, "schöne Bräuche" manchmal aus weit entfernten Gegenden zu übernehmen.

Generalisierend läßt sich folgendes sagen: Bräuche haben eine Chance, in Pflege genommen zu werden, wenn sie drei Bedingungen erfüllen:

- 1. Sie müssen publikumswirksam sein,
- sie müssen sich historisch begründen lassen,
  sie müssen dem Anspruch bürgerlicher Seriosität gerecht werden<sup>22</sup>).

Ich möchte diese drei Punkte näher erläutern und mit Beispielen belegen. Zunächst zum ersten Punkt! Zweifellos hatten auch früher schon manche Bräuche Schaucharakter. Denken wir dabei nur an den Münchner Schäfflertanz, den Nürnberger Schembartlauf, den Markgröninger Schäferlauf, an fasnachtliche Auftritte oder an gewisse Prozessionen. Die meisten gerade dieser Bräuche haben sich auch jahrhundertelang gehalten.

Nun gibt es aber sehr viele Bräuche, die ihrer Funktion und ihrem Ablauf nach gar nicht auf Zuschauer angelegt sind. Hier kommt es darauf an, ob die potentiellen Brauchpfleger einen Brauch für ungeeignet halten und vernachlässigen oder ob sie ihn aufführungsreif machen. Dabei spielt das ästhetische Moment eine große Rolle. Niemand wird es auf sich nehmen, dem Zeitgeschmack völlig zuwiderlaufende Handlungen propagieren zu wollen. Zum anderen wird der Lokalstolz immer wichtiger, vor allem da, wo das Selbstverständnis eines Ortes durch die Nähe großer Zentren gefährdet erscheint. In solchen Fällen wird auf der Suche nach zu pflegenden Lokaltraditionen manchmal recht willkürlich vorgegangen und eine unscheinbare Sache emporstilisiert oder etwas als ortstypisch reklamiert, das in Wirklichkeit viel weiter verbreitet ist. Ich möchte das anhand von zwei Beispielen belegen.

Mir ist nicht bekannt, daß irgendwo im Odenwald die alten Fasnachtsgestalten gepflegt würden, wie sie Heinrich Winter noch vor dem Krieg festgestellt hat<sup>23</sup>). Sie sind gar zu bescheiden und zu wenig originell im Vergleich mit dem, was heute vom Publikum, das seine Kenntnisse und Maßstäbe zum großen Teil vom Fernsehen bezieht, an Fasnachtlichem erwartet wird. Für eine moderne Brauchpflege erscheinen sie ungeeignet und sind praktisch verschwunden oder tauchen höchstens einmal als Reminiszenz an frühere Zeiten am Rand größerer, rheinisch geprägter Karnevalsveranstaltungen auf<sup>24</sup>).

Als Gegenbeispiel sei der pfälzische Sommertagsbrauch genannt. Es handelt sich dabei im Prinzip um einen Kampf zwischen Sommer und Winter, die als Grün- und Strohgestalten umhergeführt und von singenden Kindern begleitet werden, die für ihre Leistung dann Eier und Geld einsammeln. So war jedenfalls die ältere Form des Brauches, die heute in nur ganz wenigen Orten noch üblich ist<sup>25</sup>). Die übrigen Gemeinden haben von 1893 an nach Heidelberger Vorbild den von kleinen Kindergruppen ausgeübten Heischebrauch, der allerdings zu verschwinden drohte, zu riesigen Festzügen ausgebaut<sup>26</sup>).

Albert Becker schrieb schon 1908, daß "diese uralte Sitte...kräftig aufs neu" blühe, "seitdem das Interesse von Heidelberger, Mannheimer und Ludwigshafener Vereinen sie gleichsam organisiert und in ein System gebracht hat"<sup>27</sup>).

Auch Weinheim ist dafür ein gutes Beispiel. Seit 1902 ist dort der Festzug, ursprünglich vom Gemeinnützigen Verein veranstaltet, immer größer geworden. Der Brauch wurde von einem harmlosen Heischeumgang zu einem repräsentativen Schaubrauch hochstilisiert. Als 1936 die Organisation allmählich die Kräfte des Gemeinnützigen Vereins überstieg, wurde die Veranstaltung so wichtig für das Image der Stadt gehalten, daß ein städtischer Ausschuß gebildet wurde, der bis heute unter Vorsitz eines Bürgermeisters für die Durchführung des Sommertagszuges sorgt<sup>28</sup>).

Hier zeigt sich übrigens, daß solche repräsentativen Veranstaltungen, sind sie erst einmal im Bewußtsein der Bevölkerung verankert, nicht mehr ohne weiteres preisgegeben werden können. Ziehen sich die Vereine aus irgendeinem Grund zurück, so können sogar kommunale Einrichtungen an ihre Stelle treten.

Soviel zur Publikumswirksamkeit, und nun zum nächsten Punkt, der historischen Begründbarkeit von Bräuchen! Es fällt auf, daß auch einfache Menschen heutzutage nach geschichtlichen Ursprüngen für ihre Brauchübungen suchen29). Das Bedürfnis nach historischen Bindungen stellt einen gewissen Gegenpol zur allgemein beklagten heutigen Geschichtslosigkeit dar. Die von der Technisierung fast aller Lebensbereiche bestimmte Umwelt wird durch historische Reminiszenzen kompensiert. In die damit verbundene Wertung mischt sich auch das, was ein Modewort Nostalgie nennt, das Heimweh nach früheren, schöneren und besseren Zeiten. Auf diese Weise lassen sich sinnentleerte alte und geschichtlich aufgewertete neue Traditionen rechtfertigen. Für alles, was man pflegt oder gerne pflegen möchte, hieb- und stichfeste Begründungen zu geben, ist unmöglich. So ersetzt die Interpretationskunst der Veranstalter die historischen Belege.

Nicht jeder Brauch läßt sich so weit zurückverfolgen wie der vorhin besprochene Sommertagszug, der immerhin schon im frühen 16. Jahrhundert nachweisbar ist und in den berühmten Briefen der Liselotte von der Pfalz erwähnt wird. Wie wollte sich aber ein Verein helfen, der 1934 eine Bürgerwehr gründete, die, wie es hieß, "im Rahmen der großen Fremdenwerbung" stehen sollte? Es gab keine historischen Belege zu einer Bürgerwehr, deren Tradition man hätte fortführen können<sup>30</sup>). Wo nun, wie in Vereinsfestschriften, versucht wird, den historischen Hintergrund für diese Gruppe zu malen, da ist die Rede von der Stadtbefesti-

gung, die zu bewachen gewesen ist, dann von der Landmiliz und schließlich von den Revolutionsjahren 1848/49. Das ist alles sehr vage, genügt aber den Mitgliedern und dem Publikum.

Nun handelt es sich hier um einen verhältnismäßig harmlosen Fall. Anders ist es, mythologische Hintergründe manchmal recht neue Darbietungen schworen werden. Es sei nur an die Sonnwendfeuer erinnert, die, vor allem unter diesem Namen, kaum vor die Jahrhundertwende zurückreichen, von eifrigen Interpreten aber ihrem Ursprung nach in die germanische Vorzeit datiert werden. Ähnliches gilt für die Deutung vieler Fasnachtsbräuche, deren Einführung manchmal ganz kurze Zeit zurückliegt. Ein eindrucksvolles Beispiel hierfür bietet das Geisterspiel beim Ausgraben der Fasnacht in Buchen, das 1959 eingeführt, in der Presse aber zwei Jahre später bereits als "uraltes Brauchtum" bezeichnet wurde<sup>31</sup>).

Und nun zum dritten Punkt, der als Voraussetzung für die Pflege eines Brauches durch Vereine genannt wurde: die bürgerliche Seriosität. Die Auffassungen darüber, was schicklich und was ungehörig ist, haben sich immer wieder gewandelt, so daß wir nur von der Gegenwart sprechen können. Es gibt auch landschaftliche Unterschiede. Fensterln wird wohl nicht überall für anständig gehalten.

Man wird kaum einen Verein finden, der Stehlen, Betteln, Sachbeschädigung, Hausfriedensbruch oder Beleidigung von Mitbürgern als Brauchpflege ausgeben möchte, und doch sind eben diese Delikte konstituierendes Element mancher Bräuche. So ist es in einigen Gegenden üblich, daß die Burschen eines Dorfes den Maibaum des Nachbarortes stehlen. Anderwärts wird in der ersten Mainacht allerhand Unfug getrieben. So findet mancher Bauer seinen vollbeladenen Mistwagen auf dem Scheunendach wieder. Die im Odenwald üblichen Kerwepredigten

enthalten oftmals Außerungen über einzelne Personen, die den Tatbestand der Beleidigung erfüllen. Heischebräuche werden häufig nur noch als Bettelei angesehen. Je mehr Fremde in eine Gemeinde zuziehen und je mehr den Einheimischen selbst die Bindung an die örtlichen Überlieferungen verlorengeht, desto eher werden Bräuche der genannten Art als unschön, lästig oder unanständig empfunden. Sie sind entweder zum Verschwinden verurteilt oder aber sie werden gerettet, indem sie "gereinigt" oder durch ein ethisch bestimmtes Umfunktionieren erhöht werden, sofern das überhaupt möglich ist. Jedenfalls kann man beobachten, daß die erwähnten Kerwepredigten, die ja heute fast nur noch in Vereinsregie gehalten werden, immer weniger persönlich diskriminierende Außerungen, dafür in wachsendem Maße allgemeine Kritik an lokalpolitischen und sozialen Mißständen enthalten. Das in manchen Gegenden übliche Dreikönigsingen, das vielfach als Bettelbrauch verrufen war, bekam eine moralische Rechtfertigung dadurch, daß man das gesammelte Geld für wohltätige Zwecke zur Verfügung stellte. Das geschah vor allem durch Einwirkung von kirchlicher Seite<sup>32</sup>).

In die gleiche Richtung der Sicherung der Wohlanständigkeit zielt auch der Umstand, daß man Kinder an früher recht deftig ablaufenden Veranstaltungen der Jungmannschaft beteiligt und diese dadurch "entschärft". Als Beispiel hierfür kann die Teilnahme von Schulkindern an den Odenwälder Kerweumzügen stehen.

Bis hierher ist versucht worden zu zeigen, unter welchen Bedingungen Bräuche in die Regie von Vereinen übergehen können. Dieser Übergang bleibt auf die Form der Bräuche nicht ohne Einfluß, ganz abgesehen davon, daß sie auch ihre Funktion ändern oder ganz verlieren und zu theatralischen Darstellungen, zu Schaubräuchen, gemacht werden. Ein wichtiges Kriterium alten Brauches, nämlich die Gebundenheit an Ort und

Zeit, wird in vielen Fällen aufhebbar. Die Materie Brauch ist verfügbar geworden. Es ist heute möglich, daß ein Odenwälder Fasnachtsverein mitten im Sommer sein Brauchtum für die Kurgäste des Ortes zeigt<sup>33</sup>) oder gar damit ins Ausland reist. Eine Schwarzwälder Spinnstube kann beim Oktoberfestzug in München vorgeführt werden. In Berlin schuhplatteln dort ansässige Bayernvereine.

Der Erfolg läßt die Akteure oft nach Erweiterung ihres Repertoires suchen. Anregungen holt man sich in Volkstanzkursen. bei Besuchen von Volksfesten im In- und Ausland und anderen Anlässen. brauchoflegende Vereine wie Trachtengruppen oder Karnevalsgesellschaften sind in größeren Verbänden zusammengeschlossen, von denen regelmäßige Treffen und Kurse veranstaltet werden. Diese sind Umschlagplätze von "Volksgut". Man sieht und hört dort manches, was man in sein eigenes Programm aufnimmt. Volkstanzgruppen führen dann schließlich Tänze von der Insel Helgoland, aus der Schwalm und aus Böhmen nebeneinander auf. Über allem stehen Wahlsprüche wie "Sitt' und Brauch der Alten wollen wir erhalten" oder "Treu dem guten alten Brauch".

Dieser "gute alte Brauch" muß aber nicht unbedingt derjenige der eigenen Heimat sein, wenn er nur "gut" und "alt" erscheint. Bodenständigkeit im herkömmlichen Sinn ist nicht mehr so wichtig. An ihre Stelle ist ein allgemeines, manchmal europaweites abstraktes Heimatbewußtsein getreten. Unter brauchpflegenden "Heimatmenschen" herrscht ein Einverständnis, das sie oft trotz verschiedenster Herkunft untereinander mehr verbindet als mit den meisten Mitbürgern ihrer Heimatorte.

Das alles setzt bei den Ausübenden eine gewisse Naivität voraus, etwas, was früher immer als Kennzeichen "echten" Brauches gefordert wurde. Freilich ist die Naivität beim Mitglied eines brauchpflegenden Vereins anderer Art als bei einem Dorfburschen, der mit seinen Kameraden die Musterung feiert. Man möchte hier vielleicht etwas paradox ausgedrückt von einer naiven Bewußtheit sprechen<sup>34</sup>). Die maßgebenden Brauchträger selbst sind jedenfalls in den meisten Fällen überzeugt, daß sie das, was sie von ihren Vorfahren ererbt haben, unverfälscht bewahren. Neuerungen werden wohl als Verbesserungen angesehen, ein weit verbreiteter Purismus läßt aber nur das zu, was er als "echt" und "bodenständig" interpretieren kann. Aber das kann, wie wir gesehen haben, vieles sein.

Bemerkenswert ist, daß nicht etwa nur ältere Leute brauchpflegerisch tätig sind. Erstaunlicherweise können die Vereine recht viele junge Menschen aktivieren, für die sich hier immerhin ein Hobby, eine Möglichkeit Freizeitgestaltung eröffnet. Aspekt wurde bislang nur von wenigen Volkskundlern beachtet<sup>35</sup>). Im Hinblick auf die jugendlichen Akteure dürfte er aber nicht länger vernachlässigt werden. Es besteht kein Zweifel daran, daß die Motivation der Jungen anderer Art ist als die der vorhergehenden Generation. Die Reisen und auswärtigen Auftritte stellen für viele einen Anreiz zum Mitmachen in einem brauchpflegerischen Verein dar. Treffen mehrere Gleichaltrige zusammen, so entsteht schnell ein besonderes Gruppenbewußtsein, das durch die Konkurrenzsituation gegenüber anderen Folkloregruppen nur noch verstärkt wird. Bei Auftritten in anderen Orten kommt ein gewisser Lokalstolz als weiteres Stimulans hinzu.

Die Brauchpflege befriedigt ein Kontrastbedürfnis zur Arbeits- und Umwelt, das sich freilich auch im Hippie- oder Rockertum manifestieren könnte. Interessant ist die Beobachtung, daß in Hessen Trachtenvereine nicht etwa in den alten Trachtengebieten, sondern in der Frankfurter Gegend entstanden sind<sup>36</sup>). Brauchpflege hat in der heutigen Wohlstandsgesellschaft mit langem Wochenende, viel Urlaub und Mobilitätsmöglichkeiten weithin die Funktion einer anspruchsvollen Freizeitgestaltung erhalten<sup>37</sup>).

1) Paul Sartori, Sitte und Brauch, 3 Bde. Leipzig 1910—1914.

2) Paul Geiger, Deutsches Volkstum in Sitte

und Brauch, Berlin 1936, S. 3.

3) Josef Dünninger, Brauchtum, in: Deutsche Philologie im Aufriß, 2. Aufl. Berlin 1962, Bd. 3, Sp. 2575.

4) Vgl. hierzu auch: Matthias Zender, Der Volksbrauch in der heutigen Zeit, in: Der

Deutschunterricht 15 (1963), S. 5-20.

<sup>5)</sup> Leopold Schmidt, Die Zuckertüte zum Schulbeginn. Zur Einbürgerung eines Brauches in Wien, in: Osterreichische Zeitschrift für Volkskunde 62 (1959), S. 81—96.

6) Hermann Bausinger, Der Adventskranz. Ein methodisches Beispiel, in: Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde 1970, S. 9—31.

- 7) Siehe hierzu beispielsweise: F. Schmieder, Psychologische und psychohygienische Fragen bei der Fasnachtsforschung, in: Fasnacht. Beiträge des Tübinger Arbeitskreises für Fasnachtsforschung, Tübingen 1964, S. 99—106.
- 8) H. Kirchner, Neue Masken, in: Dörfliche Fasnacht zwischen Neckar und Bodensee. Beiträge des Tübinger Arbeitskreises für Fasnachts-Forschung, Tübingen 1966, S. 267—355.
- <sup>9</sup>) Richard Beitl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde, 2. Aufl. Stuttgart 1955, S. 189—190.
  - 10) Geiger (wie Anm. 2), S. 18-22.

11) Geiger (wie Anm. 2), S. 26.

- <sup>12</sup>) Siegfried Sieber, in: Frenzel-Karg-Spamer, Grundriß der Sächsischen Volkskunde, Leipzig 1932, S. 153—155.
  - 13) Geiger (wie Anm. 2), S. 26.
- <sup>14</sup>) G. Fischer, in: Handbuch der deutschen Volkskunde, hrsg. von W. Peßler, Potsdam o. J., Bd. 1, S. 143—144.
- 15) Hierüber ausführlich in: Heinz Schmitt, Das Vereinsleben der Stadt Weinheim an der Bergstraße. Volkskundliche Untersuchung zum kulturellen Leben einer Mittelstadt, Weinheim 1963, S. 15—19.
- <sup>18</sup>) Eugen Mogk, Wesen und Aufgaben der Volkskunde, in: Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde 6 (1907), S. 1–9. Neudruck in: Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde 1 (1926), S. 17—24, und in: G. Lutz, Volkskunde. Ein Handbuch zur Geschichte ihrer Probleme, Berlin 1958, S. 89—99.
- <sup>17</sup>) Ferdinand Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft, Leipzig 1887.
- 18) Hermann Bausinger, in: Zeitschrift für Vokskunde 55 (1959), S. 98—104.

<sup>19</sup>) z. B. Schmitt (wie Anm. 15) und Herbert Freudenthal, Vereine in Hamburg. Ein Beitrag zur Geschichte und Volkskunde der Geselligkeit, Hamburg 1968.

<sup>20</sup>) Diese sind abgedruckt in dem Sammelband: Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert. Verhandlungen des 18. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Trier 1971, Göttingen 1973.

- <sup>21</sup>) Sehr schön läßt sich das auch am Beispiel der Odenwälder Kirchweihfeste zeigen. Vgl. dazu: Heinz Schmitt, Odenwälder Kerwe. Beobachtungen zum Wandel brauchtümlicher Veranstaltungen, in: Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften, Breuberg-Bund Sonderveröffentlichung 1972, S. 29 bis 46.
- <sup>22</sup>) So ähnlich hat es Herbert Schwedt schon formuliert in seinem Aufsatz: Brauchpflege und angewandte Volkskunde, in: Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde 10 (1966), S. 87. Auch Peter Assion kommt zu gleichartigen Auffassungen in seinem Beitrag: Brauchtum im Wandel Beobachtungen aus dem hinteren Odenwald, in: Breuberg-Bund Sonderveröffentlichung 1972 (vgl. Anm. 21), S. 1—27.

<sup>23</sup>) Heinrich Winter, Fasnachtsbrauch im Odenwald, Heppenheim 1941 (hektographiert).

- <sup>24</sup>) Peter Assion bestätigt diese Beobachtung aus dem hinteren Odenwald und dem Bauland (wie Anm. 22), S. 8.
- <sup>25</sup>) Vgl. hierzu: Gotthilde Güterbock, Drei lebendige Odenwälder Frühlingsbräuche, in: Der Odenwald 9 (1962), S. 10, und Theodor Brauch, Lätarebrauchtum am bayerisch-badischen Untermain, im östlichen Odenwald und Bauland, Diss. Würzburg o. J. (1970).
- <sup>26</sup>) Heinz Schmitt, Sommertagsbrauch in der alten Kurpfalz und in Weinheim an der Bergstraße, in: Ländliche Kulturformen im deutschen Südwesten. Festschrift für Heiner Heimberger, Stuttgart 1971, S. 231—247.
- <sup>27</sup>) Albert Becker, Pfälzer Frühlingsfeiern, Kaiserslautern 1908, S. 11.

<sup>28</sup>) Schmitt (wie Anm. 26), S. 245-247.

- <sup>29</sup>) Zender (wie Anm. 4), S. 18. Siehe hierzu und zum folgenden auch: Assion (wie Anm. 22), S. 13—14.
  - <sup>30</sup>) Schmitt (wie Anm. 15), S. 189.
  - 31) Assion (wie Anm. 22), S. 13 und 25.
- <sup>32</sup>) Beispiele hierzu bei Assion (wie Anm. 22), S. 7.
  - 33) Assion (wie Anm. 22), S. 12.
- 34) Der Begriff wurde bereits von Herbert Schwedt verwendet (wie Anm. 22), S. 92.
- 35) So von Zender (wie Anm. 4) und von Wolfgang Brückner, Vereinswesen und Folklorismus. Eine Bestandsaufnahme in Südhessen, in: Populus revisus. Beiträge zur Erforschung der Gegenwart, Tübingen 1966, S. 77—99.
  - 36) Brückner (wie Anm. 35), S. 98.
  - 37) Brückner (wie Anm. 35), S. 95.